

# MORGEN STERBEN

**KRIMI-  
PAKET**

**BAND 1-4  
+ PREQUEL**

**SONDERAUSGABE**



- Digitale Originalausgabe -  
- August 2014 -

Copyright © 2014 by Folgenreich  
Universal Music Family Entertainment  
• a division of Universal Music GmbH

Dieses E-Book-Paket enthält:  
Morgenstern - 00: Ich war tot (Das Prequel)  
Morgenstern - 01: Leben und Sterben  
Morgenstern - 02: Todeszone Sinai  
Morgenstern - 03: Blutige Eiszeit  
Morgenstern - 04: Die Axt

Lektorat: Katharina Jacobi, Nadja Runschke, Simone Wenzlaff  
Covergestaltung: Michaela Ollesch  
E-Book-Konvertierung: rombach digitale manufaktur, Freiburg

ISBN 978-3-8291-2491-1

[www.folgenreich.de](http://www.folgenreich.de)  
[www.facebook.de/detektivmorgenstern](https://www.facebook.de/detektivmorgenstern)

Published by



**FOLGEN  
REICH**



**UNIVERSAL**

**UNIVERSAL MUSIC GROUP**

**Universal Music** Family Entertainment  
· a division of Universal Music GmbH  
Stralauer Allee 1 · 10245 Berlin  
[info@folgenreich.de](mailto:info@folgenreich.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung, der Vertonung als Hörbuch oder -spiel oder der Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen, Video oder Internet, auch einzelner Text- und Bildteile, sowie der Übersetzung in andere Sprachen.

# **Inhalt**

## **Folge 0**

### ***Ich war tot***

## **Folge 1**

### ***Leben und Sterben***

## **Folge 2**

### ***Todeszone Sinai***

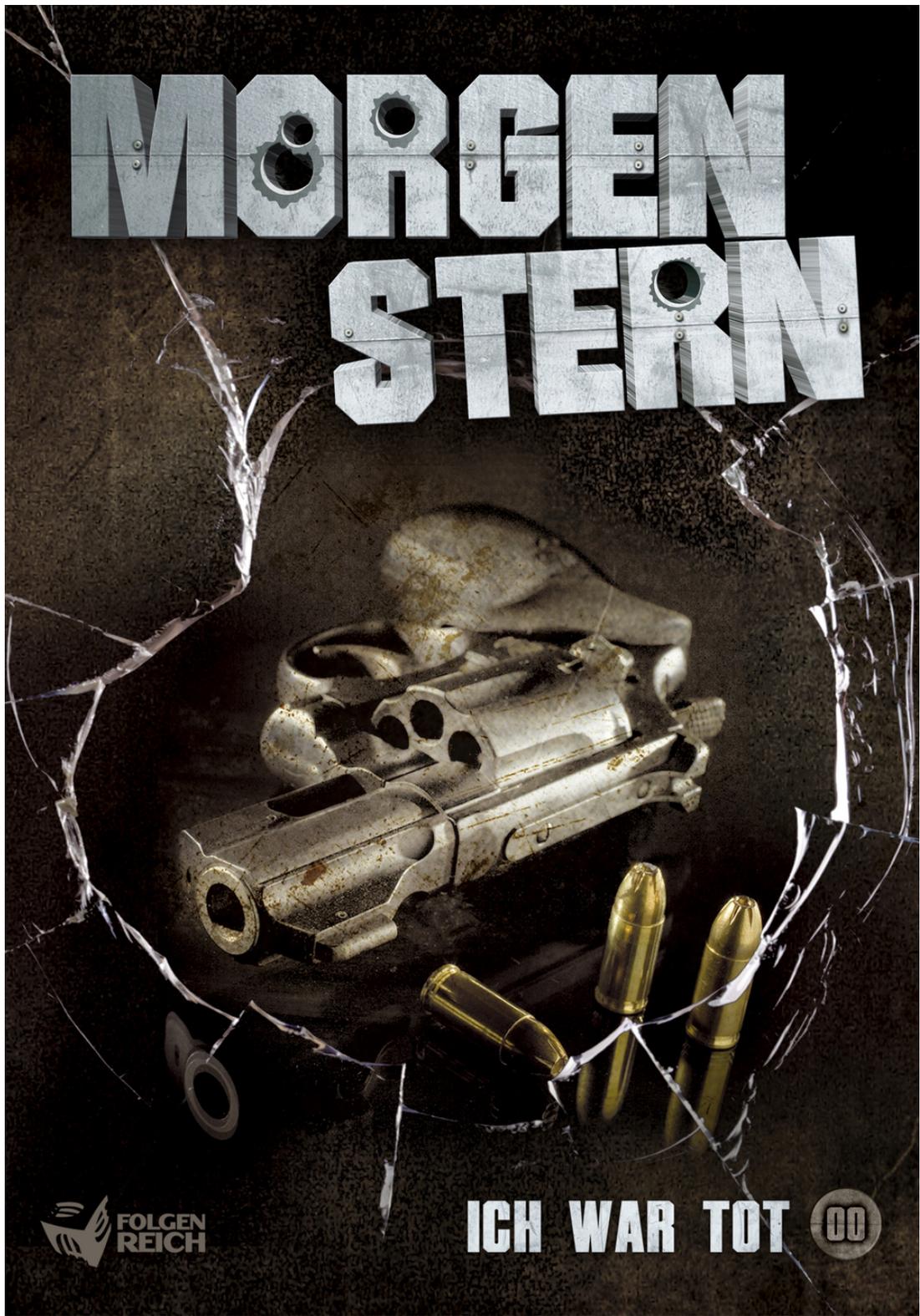
## **Folge 3**

### ***Blutige Eiszeit***

## **Folge 4**

### ***Die Axt***

# MORGEN STERN



 FOLGEN  
REICH

ICH WAR TOT 

*Ich schätzte das Alter der Frau auf Mitte zwanzig. So, wie es aussah, hatte sie sich das Leben genommen. Auf eine ungemein brutale Weise.*

**Raimon Weber**  
**MORGENSTERN**

**Folge 0**

**Ich war tot**

Das grelle Licht ist allumfassend.  
Eine Kugel muss mich erwischt haben.  
Die Helligkeit währt nur einen kurzen Augenblick.  
Dann folgten Schwärze und absolute Stille.  
Ich fühle mich schwerelos und bin frei von Schmerzen.  
Habe ich eine Nahtoderfahrung?  
Werde ich sterben?  
Erstaunlicherweise kann ich diesen Gedanken ganz klar formulieren.  
Er versetzt mich nicht einmal in Furcht.  
Mein Name ist Christian Morgenstern. Kurz Chris. Ich bin Polizist in Potsdam.  
Aber ich weiß nicht, wie viel Zeit mir noch bleibt, bis ich aufhöre zu existieren.  
Die Erinnerungen an jene schrecklichen Geschehnisse, die für meinen Zustand verantwortlich sind, kehren mit einem Mal zurück.  
Und ich frage mich: Was ist mit dem Mädchen? Wurde es verschont?

\*

Ich stieg aus dem Wagen und hielt mein Gesicht für ein paar Sekunden in die eiskalte Morgenluft. In der Nacht hatte ich wieder nur ein paar Stunden Schlaf bekommen.  
Die kahlen Bäume am gegenüberliegenden Ufer des Templiner Sees zeigten sich als undeutliche Schemen.  
Schneeregen war auf Potsdam niedergegangen. Jetzt nieselte es nur noch ein wenig. Die Uferstraße war spiegelglatt.  
Ich sah auf die Uhr. Zehn Minuten nach neun.  
Am Straßenrand standen zwei Streifenwagen. Ein Uniformierter hob grüßend den Arm und kam auf mich zu.  
Drei weitere Polizisten suchten unter einem Baum Schutz.  
Am Stamm lehnte ein untersetzter Mann. Er trug eine Jogginghose und eine Regenjacke. Offensichtlich hatte er

trotz des miesen Wetters einen morgendlichen Lauf gewagt und dabei die Leiche gefunden.

Ich würde mich später um ihn kümmern.

Der Polizist stand jetzt direkt vor mir. Ein junger Bursche, der vermutlich vor gar nicht langer Zeit seine Ausbildung beendet hatte. Beim Rasieren hatte er sich mehrmals am Kinn geschnitten. Er deutete mit dem ausgestreckten Arm zum See. „Sie liegt direkt am Wasser. Die Spurensicherung muss jeden Moment hier sein.“

Ich rutschte das schlammige Ufer hinab und näherte mich der Toten nur bis auf zwei Meter, um keine Spuren in ihrer unmittelbaren Nähe zu verwischen.

Der junge Polizist folgte mir. „Sieht schwer nach Selbstmord aus“, hörte ich ihn hinter meinem Rücken sagen.

Ich schätzte das Alter der Frau auf Mitte zwanzig. Der junge Kollege lag mit seiner Vermutung wahrscheinlich richtig. So, wie es aussah, hatte sie sich das Leben genommen. Auf eine ungemein brutale Weise.

Wäre der Selbstmörder Rechtshänder, würde er sich eine Schnittwunde zufügen, die auf der linken Seite des Halses begann und auf der rechten Seite unten endete. Ein Linkshänder ginge entsprechend seitenverkehrt vor.

Diese Frau war demzufolge Rechtshänderin gewesen. Da sie im entscheidenden Moment den Kopf angehoben hatte, wies ihre Kehle mehrere Wunden auf. Das Heben des Kopfes bewirkte nicht, dass die Halsschlagadern leichter zugänglich waren. Im Gegenteil, denn durch die Bewegung wurden die Adern nach innen verlagert, wo sie teilweise durch die Luftröhre geschützt wurden. So waren mehrere, äußerst entschlossene Ansätze nötig, um schließlich den tödlichen Schnitt zu vollziehen.

Die blutige Klinge war ihr aus den Händen geglitten und lag im Matsch.

Ich fragte mich, warum sich die Frau ausgerechnet hier umgebracht hatte. An dieser einsamen Stelle parkte nirgendwo ein Fahrzeug. Also musste sie sich zu Fuß auf den Weg gemacht haben.

Eine Minute später tauchten ein Arzt und das Team von der Spurensicherung auf. Ich sprach mit dem Mann, der die Tote entdeckt hatte.

„Ich laufe hier fast jeden Tag“, begann er. „Muss mich bewegen und abnehmen, hat der Orthopäde gesagt.“

„Haben Sie die Frau schon vorher mal hier gesehen?“, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. „So ein junges und hübsches Ding.“

Er wandte den Blick zum Ufer. „Sie hat sich selbst umgebracht?“

„Das steht noch nicht fest“, erwiderte ich.

Ich kehrte zu der Leiche zurück. Doktor Latzke hatte gerade eine erste Untersuchung beendet.

„Sie liegt da seit mindestens drei Stunden“, berichtete er und streifte sich die Einweghandschuhe ab. „Ich kann mit ziemlicher Sicherheit sagen, dass sie die Schnitte selbst ausgeführt hat. Zunächst zaghaft und dann entschlossener. Der Tod tritt durch die mangelnde Versorgung des Hirns mit Sauerstoff sehr schnell ein. Trotzdem stellt sich die Frage, warum jemand zu solch einer Methode greift.“

Es regnete jetzt stärker. Wasser prasselte auf den See, und das Westufer war aus unserem Sichtfeld verschwunden.

Der Doktor beeilte sich, um zu seinem Mercedes zu gelangen. Ich lief neben ihm her und fragte: „Ist Ihnen so ein Suizid schon mal untergekommen?“

„Mir persönlich nicht. Normalerweise schneiden sich die Leute die Pulsadern am Handgelenk auf. Aber vor ein paar Monaten ging eine Frau in Berlin ähnlich vor.“

Otto Hoffmann von der Spurensicherung rief nach mir. Ich nahm mir vor, auf alle Fälle bei den Berliner Kollegen nachzufragen.

„Sie hatte ihre Brieftasche dabei“, sagte Hoffmann. Er hielt mir ihren Ausweis hin.

Die Tote hieß Caroline Eberling, war 24 Jahre alt und wohnte hier in Potsdam.

Ich rief meinen Kollegen Max Kritzer an, und wir verabredeten uns vor der Wohnung von Caroline Eberling.

\*

Max erwartete mich bereits vor dem Mehrfamilienhaus im Stadtteil Kirchsteigfeld.

„Am Templiner See stand kein Auto“, stellte ich fest. „Ist ziemlich weit von hier. Warum ist die Frau bei dem Wetter ausgerechnet dort hingegangen, um sich umzubringen?“

„Hoffen wir mal, dass wir hier mehr herausfinden“, erwiderte Max und ging durch die offen stehende Eingangstür nach oben.

Die Wohnung lag im ersten Stock. Max drückte auf die Klingel und klopfte gegen die Tür. Es erfolgte keine Reaktion. Eine ältere Frau in einer gestreiften Kittelschürze kam langsam die Treppe herab. Sie war wohl durch das laute Klopfen neugierig geworden.

Ich zeigte ihr meinen Dienstausweis.

„Oha!“, machte die Frau. „Ist was passiert mit der Caroline?“ Ich ging nicht auf die Frage ein. „Haben Sie mitbekommen, wann Frau Eberling heute Morgen ihre Wohnung verlassen hat?“

„Nein“, antwortete die Kittelträgerin. „Heute ausnahmsweise mal nicht. Ich dachte mir, dass sie vielleicht krank ist oder Urlaub hat. Normalerweise geht sie immer um kurz nach acht aus dem Haus. Sie arbeitet halbtags in so einem Brillengeschäft.“

Die Frau war auf dem Laufenden. Vermutlich verbrachte sie einen Großteil ihrer Zeit mit der Beobachtung anderer Mieter. Von der Sorte gab es eine ganze Menge. Mit ihrem penetranten Verhalten verschafften uns diese selbsternannten Ordnungshüter nicht selten eine Menge Informationen.

„Wohnt Frau Eberling allein?“, hakte Max nach.

„Sie hat eine Tochter“, antwortete die Frau. „Die Kleine ist erst wenige Monate alt, und Frau Eberling bringt sie vor der Arbeit zu ihren Eltern. Es heißt, der leibliche Vater hat sich aus dem Staub gemacht.“

„Es gibt ein Baby“, entfuhr es Max. „Verdammte Scheiße!“

Der Arzt hatte vermutet, dass Caroline Eberling seit mindestens drei Stunden tot war. Was war während dieser Zeit mit dem Kind geschehen?

Die Frau bemerkte unsere Nervosität. „Was ist denn nun mit der Caroline?“

„Wir müssen sofort in die Wohnung“, stellte Max fest.

„Notfalls mit Gewalt.“

„Caroline hat mir einen Schlüssel gegeben. Für alle Fälle“, sagte die Frau, hielt sich die Hand vor den Mund und riss die Augen weit auf. „Mein Gott! Dem Kindchen wird doch nichts passiert sein!“

„Holen Sie den Schlüssel!“, drängte ich.

„Bitte nicht, bitte nicht“, flüsterte Max. Er war selbst Vater einer Tochter.

Ich versuchte, mich auf das Schlimmste vorzubereiten, und wusste doch, dass es unmöglich war.

Ich forderte die Nachbarin auf, in ihre Wohnung zurückzukehren. Max öffnete die Tür und trat in einen rosafarben gestrichenen Flur. Alles war still. Ein Geruch von süßlichem Parfüm hing in der Luft. Wir blickten zuerst in ein winziges Bad und eine nur unwesentlich größere Küche. Dann kam das Schlafzimmer. Direkt unter dem Fenster stand ein kleines Gitterbett. Die Jalousie war zur Hälfte heruntergelassen, so dass der Raum in einem trüben Dämmerlicht lag.

Wir hasteten gemeinsam zu dem Kinderbett.

Das Baby trug einen Strampelanzug mit Sandmännchen-Motiven, hielt sich eine winzige Faust vors Gesicht und bewegte sich nicht.

Max streckte den Arm aus und legte vorsichtig seine Hand auf die Brust des Kindes.

„Es atmet“, sagte er leise und ich spürte, wie sich meine Anspannung mit einem Schlag löste.

„Es sieht so aus, als würde es einfach nur tief schlafen.“ Max blickte mich mit einem erleichterten Lächeln an. In seinen Augen schimmerten Tränen. „Wenn es um Kinder geht ...“ Er

schluckte und schnappte nach Luft. „Das kann ich einfach nicht ertragen. Ich denke dann immer an meine Eva.“

\*

Wir riefen für alle Fälle einen Krankenwagen. Das Kind erwachte erst, als es einer der Sanitäter aus dem Bett hob. Es starrte uns alle aus riesigen blauen Augen an, um nach einer Sekunde Bedenkzeit loszuschreien.

Man würde das Baby untersuchen und es dann zu den nächsten Verwandten, also höchstwahrscheinlich zu Caroline Eberlings Eltern bringen.

Niemand hatte auf den Anrufbeantworter gesprochen. Ein Zeichen, dass die Eltern der Toten am heutigen Freitag nicht auf ihre Tochter und die Enkelin gewartet hatten. Auch ihr Arbeitgeber schien die Frau nicht zu vermissen.

Wir fanden in der Wohnung nichts, was auf einen geplanten Suizid hindeutete. Ein Abschiedsbrief existierte nicht.

Eigentlich sah es hier so aus, als hätte die Frau ein bescheidenes, aber durchaus zufriedenes Leben geführt. An den Wänden hingen Dutzende von gerahmten Fotos, die sie zumeist mit ihrer Kleinen zeigten. Es gab auch ein paar Schnappschüsse mit jungen Frauen, die Freundinnen oder Arbeitskolleginnen sein mussten. Auf einem Bild sah ich Caroline Eberling zwischen einem älteren Ehepaar, das mit ihr gemeinsam in die Kamera strahlte. Vermutlich waren das ihre Eltern.

Je mehr Eindrücke ich vom Leben der Frau bekam, desto weniger konnte ich glauben, dass sie sich umgebracht hatte und ihr Kind allein zurückließ.

In einem Adressbuch neben dem Telefon fanden wir die Nummer der Eltern und des Optikers in der Innenstadt.

„Wer geht zu den Eltern?“, fragte Max. „Nicht, dass ich mich davor drücken will.“

„Schon gut“, erwiderte ich. „Ich übernehme das.“

An der Innenseite der Wohnungstür hing ein Poster. Es zeigte zwei Einhörner in einer Fantasielandschaft, die von

einem Regenbogen überspannt wurde. Unter anderen Umständen hätte ich es furchtbar kitschig gefunden, aber jetzt zeigte es mir, dass Caroline auf der Suche nach einer heilen Welt gewesen war. Die Wohnung mit den rosafarbenen Wänden war ihr Rückzugsgebiet gewesen.

\*

Die Eltern wohnten in einem winzigen Einfamilienhaus am Stadtrand. Alles wies darauf hin, dass sie keine wohlhabenden Leute waren. Das Haus benötigte dringend einige Renovierungen, und der verrostete Opel Kadett in der Einfahrt sah so aus, als wäre er seit geraumer Zeit nicht mehr bewegt worden.

Es existierte keine Möglichkeit, den Eltern den Tod ihres Kindes schonend beizubringen. Keine Sprache der Welt verfügte über die notwendigen Worte.

Es war der Vater, ein längst pensionierter Lokomotivführer, der einen so heftigen Zusammenbruch erlitt, dass ich den Notarzt verständigen musste.

Während der Mann behandelt wurde, saß seine Ehefrau auf dem Sofa im Wohnzimmer, umschlang mit ihren Händen ein Kissen und schüttelte immer wieder den Kopf.

„Nein“, sagte sie leise. „Unsere Caroline hätte sich niemals das Leben genommen. Die kleine Yvonne war ihr ganzes Glück.“

Auch auf der Arbeitsstelle hätte es keine Probleme gegeben und die Frage nach dem leiblichen Erzeuger wurde mit dem kurzen Kommentar „Sie hat dem Mistkerl keine Träne nachgeweint!“ beantwortet. Auf meinen Wunsch hin gab sie mir die Adresse des Mannes.

Caroline hatte an diesem Freitag ausnahmsweise erst am Nachmittag arbeiten müssen, daher war sie bisher nicht vermisst worden.

Die junge Frau war ein Einzelkind gewesen. Ihre Mutter hatte sie erst im Alter von zweiundvierzig Jahren zur Welt gebracht. „Wissen Sie, warum es mir nicht so ergeht wie

meinem Mann?“, fragte die Frau und lauschte kurz den Aktivitäten des Notarztes im Nebenraum.

Ich sah sie schweigend an.

„Weil ich nun für die kleine Yvonne da sein muss.“

Ich versprach ihr, mich darum zu kümmern, dass sie ihre Enkelin so schnell wie möglich bekommen würde.

„Es war Mord“, sagte die Frau zum Abschied und sah mich beschwörend an. „Es kann keine andere Erklärung geben.“

Für mich war längst klar, dass ich Caroline Eberlings Tod nicht länger nur als Suizid ansehen würde. Das musste ich der Staatsanwaltschaft mitteilen und dann die Ermittlungen weiterführen. Ich sagte Carolines Mutter nicht, dass sich dadurch die Freigabe des Leichnams ihrer Tochter verzögern konnte.

Noch vom Wagen aus forderte ich eine sofortige psychologische Betreuung für die Eberlings an. Es war nicht auszuschließen, dass Carolines Mutter doch noch einen seelischen Zusammenbruch erleiden würde. Manchmal tritt dieser erst mit Verzögerung ein, aber vielleicht klammerte sie sich tatsächlich mit aller Energie an die Verantwortung für ihre Enkelin.

Ich hielt das Lenkrad mit beiden Händen und starrte in den grauen Tag, ohne wirklich etwas zu sehen. Wenn man die Lebensumstände eines verstorbenen, möglicherweise ermordeten Menschen kennenlernte, gewann er an Kontur und war nicht länger nur ein Fall. Ich spürte, welche Lücke diese junge Frau hinterlassen würde.

Meine eigenen Sorgen kamen mir dagegen geradezu nichtig vor.

\*

Meine Kollege Max hatte Caroline Eberlings Arbeitsplatz aufgesucht, den Optiker in der Potsdamer City. Weder die Chefin noch die Kollegen konnten sich erklären, warum die junge Mutter Selbstmord begangen haben sollte.

Eine intensive Untersuchung der Wohnung brachte auch nichts. Es gab keine Anzeichen auf Drogenkonsum. Lediglich eine ungeöffnete Flasche Prosecco vom Discounter wurde gefunden.

Der Exfreund hatte ein erstklassiges Alibi. Er hatte mit einer Meute Fußballfans bis über die Tatzeit hinaus in einer Berliner Spelunke gesoffen, bis er fast besinnungslos gewesen war. Als Max ihn in seiner Wohnung aufsuchte, war er immer noch kaum ansprechbar.

Im Laufe des Tages nahmen wir noch Kontakt mit einigen Freunden und Bekannten auf, deren Namen wir aus dem Adressbuch in Erfahrung brachten. Alle waren bestürzt und schlossen einheitlich einen Selbstmord aus.

Die Spurensicherung hatte auch zu nichts geführt. Das Messer wies nur Caroline Eberlings Fingerabdrücke auf. Man hatte bei der Toten weder fremde Hautpartikel noch sonstige Spuren gefunden, die nicht von ihr stammten. Womöglich hatte der Regen schon einiges weggespült.

Wir standen vor einem einzigen Nichts.

Ich beschloss, über die Montagsausgabe der Potsdamer und Berliner Tageszeitungen nach Zeugen zu suchen, die vielleicht etwas, das uns weiterhelfen konnte, bemerkt hatten. Bewusst vermied ich, auf die Details des Selbstmordes einzugehen. Ausführliche Medienberichte über Selbsttötungen konnten zur Nachahmung anregen. Dieses Phänomen wurde als *Werther-Effekt* bezeichnet. Nach Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werther*, der solche Reaktionen ausgelöst hatte.

„Da werden sich eine Menge Spinner und Wichtigtuere melden“, kommentierte Max Kritzer mein Vorgehen.

Aber er wusste genauso gut wie ich, dass sich unter den Zeugen der Täter befinden konnte. Um sich in die Ermittlungen einzuschmeicheln und sich noch einmal an seiner Tat ergötzen zu können. Um mitzuerleben, welcher Aufwand betrieben wurde, seiner habhaft zu werden. Das vermittelte manchen Genugtuung oder sogar ein Gefühl der Macht.

\*

Übers Wochenende studierte ich die von mir angeforderten Unterlagen zu dem Suizidfall im benachbarten Berlin: Vor gut drei Monaten hatte sich eine dreißigjährige Frau im Stadtteil Hohenschönhausen ebenfalls die Kehle durchgeschnitten. Mit einem hochwertigen Keramikmesser der Marke Kyocera. Dem Bericht war ein Foto des Messers mit genauer Bezeichnung beigefügt. Bei meiner Recherche im Internet stellte ich fest, dass man dafür deutlich mehr als hundert Euro zahlte. Da die Frau seit fast zwei Jahren arbeitslos war, erstaunte mich der Besitz eines so teuren Küchenutensils ein wenig.

Im Gegensatz zu Caroline Eberling hatte sie sich im Wohnzimmer ihrer winzigen Wohnung in einem Plattenbau umgebracht. Während ihr dreijähriger Sohn im Nebenzimmer schlief. Der Kleine hatte sie dann auch am Morgen des nächsten Tages gefunden und das ganze Gebäude zusammengebrüllt.

Welche Mutter tat das ihrem Kind an? Selbst wenn sie des Lebens überdrüssig war.

Für die Berliner Kollegen war die Sache schnell klar.

Arbeitslose und alleinerziehende Mutter kam nicht länger zurande und zog einen Schlussstrich.

Es gab nur zwei Übereinstimmungen: die ungewöhnliche Methode, sich umzubringen, und die Tatsache, dass beide Frauen mit ihren Kindern allein zurechtkommen mussten. In der Wohnung der Berlinerin wurde eine größere Menge Beruhigungsmittel gefunden. Für die Ermittler ein Hinweis auf den labilen Zustand der Frau. Für mich stellte sich jedoch die Frage, warum sie dann nicht versucht hatte, sich durch eine Überdosis ins Jenseits zu befördern.

Ich schaute aus dem Fenster meiner neuen Unterkunft auf die Straße. Schneeregen glitzerte im Schein der Laternen. Der Altbau war in einem erbärmlichen Zustand, aber dafür war die Miete erträglich. Trotz meiner bescheidenen

Ansprüche würde ich Monate brauchen, um die Bude einigermaßen herzurichten.

In der komfortablen Wohnung in der Nauener Vorstadt lebte jetzt meine Exfrau. Ich hatte ihr keine Schwierigkeiten bei der Scheidung bereiten wollen. Mir war klar, dass ich zu einem Großteil die Schuld am Scheitern unserer Ehe trug. Es war mir nie gelungen, nach Dienstschluss wirklich abzuschalten.

Ich schielte zu dem betagten Kühlschrankschrank, der laut vor sich hin brummte. In seinem Eisfach befand sich eine Flasche polnischer Wodka. Ein Geschenk von meinem alten Freund Knut.

Ich stand auf, kehrte der Verlockung den Rücken zu und begann damit, den Flur hellgrün zu streichen. Obwohl es bereits fast Mitternacht war.

\*

Bis zur Mittagszeit waren am Montag nur ein halbes Dutzend Anrufe zu den Presseartikeln in der Telefonzentrale eingegangen. Sie brachten uns kein Stück weiter. Es sei denn, man würde dem obligatorischen Stadtspinner Glauben schenken, der hinter allem wahlweise eine Verschwörung der Freimaurer oder eines geheimen Druidenzirkels vermutete.

Eine Stunde später, ich genehmigte mir gerade den fünften Kaffee des Tages, wurde ein Anruf mit den Worten „Klingt wichtig“ aus der Zentrale an mich weitergeleitet.

„Ich habe was gesehen“, hörte ich eine zarte Mädchenstimme sagen.

„Verraten Sie mir Ihren Namen?“, fragte ich.

„Das geht nicht. Meine Eltern dürfen davon nichts erfahren. Das Handy, mit dem ich anrufe, gehört mir nicht. Das werfe ich gleich weg.“

Das Mädchen hörte sich jung an. Vermutlich war sie erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. Wenn sie das Handy einfach so entsorgen wollte, konnte es gestohlen sein.

„Ich höre zu“, sagte ich vorsichtig. „Was hast du gesehen?“  
„Es war so gegen sechs Uhr am Freitagmorgen. Mein Freund und ich kamen vom Freibad Templin.“

„Ihr seid ja ziemlich früh unterwegs“, stellte ich fest.  
„Außerdem hat das Bad in dieser Jahreszeit geschlossen.“  
„Klar, aber man kann da trotzdem rein. Wenn man weiß, wie.“

Ich unterließ eine weitere Bemerkung.

„Da sahen wir, wie ein Auto losfuhr. Das muss an der Stelle gewesen sein, wo man die tote Frau gefunden hat.“

„Habt ihr gesehen, wer in dem Auto saß?“

Ich hatte wenig Hoffnung auf eine positive Antwort, schließlich war es um diese Uhrzeit noch stockdunkel gewesen.

„Ja“, lautete die Antwort zu meiner Überraschung. „Es war eine blonde Frau. Die hatte noch die Innenbeleuchtung eingeschaltet und rollte ganz langsam an uns vorbei.“

Die Geschichte hörte sich für mich etwas unglaubwürdig an.

„Ist euch an der Frau etwas aufgefallen. Wie alt war sie?“

„Keine Ahnung. Die Haare waren glatt und ungefähr schulterlang, glaube ich. Aber mein Freund kennt sich mit Autos aus“, fuhr das Mädchen fort. „Er sagte, es sei ein □ Moment!“

Ich hörte, wie Papier knisterte. Offensichtlich hatte sie sich Notizen gemacht.

„Ein silberner Chrysler 300 C“, las sie ab.

„Das Kennzeichen habt ihr euch nicht merken können?“, hakte ich nach.

„Doch! Zumindest zum Teil. P für Potsdam und dann kamen die Buchstaben LB. Dann sind wir uns nicht ganz sicher. Die erste Zahl könnte aber eine Vier gewesen sein.“

Es bestand noch immer die Möglichkeit, dass alles frei erfunden war oder jemand aus irgendwelchen Gründen angeschwärzt werden sollte.

„Es wäre hilfreich, wenn du zu mir kommen könntest“, sagte ich. „Deine Eltern müssen das nicht erfahren.“

„Nee“, erwiderte das Mädchen. „Das können Sie vergessen. Mein Freund war sowieso dagegen, dass ich die Bullen überhaupt anrufe. Aber ich dachte mir, es geht immerhin um eine tote Frau.“

Ehe ich etwas erwidern konnte, wurde die Leitung unterbrochen.

So ein Chrysler war ein relativ seltenes Fahrzeug, daher war es anhand der Angaben zum Kennzeichen ein Leichtes, den Besitzer auszumachen.

Er hieß Leroy Botnick, war US-Amerikaner und wohnte in Groß Glienicke.

Max und ich machten uns gleich auf den Weg.

Dieser Botnick schien ein wohlhabender Mann zu sein. Seine Villa stand auf einem weitläufigen Grundstück direkt am Waldrand.

Wir parkten unseren Wagen in der Auffahrt, hetzten durch den stärker werdenden Schneeregen zum Eingang und klingelten.

Nur Sekunden später öffnete uns ein Mann in einem weinroten Morgenmantel. Er war klein, deutlich unter einsiebzig, und dabei von zierlicher Statur. Das Gesicht bildete kein harmonisches Ganzes, sondern wirkte, als wäre es aus Teilen zusammengesetzt, die für verschiedene Menschen vorgesehen waren. Die Nase über den femininen Lippen war übergroß geraten, während die Augen blass und winzig in ihren Höhlen lagen. Das dünne hellbraune Haar war exakt gescheitelt und mit viel Gel in Form gebracht worden.

„Sind Sie Herr Leroy Botnick?“, fragte ich, zückte den Dienstausweis und stellte uns vor.

„Yes, Sir!“ Der Mann straffte seine Schultern und nahm die Parodie einer militärischen Haltung ein. „Was kann ich für Sie tun?“

„Besitzen Sie einen silbernen Chrysler 300 C?“, fragte Max. Botnick nickte zustimmend.

„Können wir den mal sehen?“, verlangte ich, auch wenn ich mir von einem ersten Blick ins Innere des Fahrzeugs nicht allzu viel versprach. Die Spurensicherung würde aber

vermutlich feststellen können, ob Caroline Eberling darin gesessen hatte.

„Warum?“, fragte Botnick etwas schnippisch. „War ich zu schnell?“

Ich erklärte ihm, dass Zeugen seinen Chrysler in der Nähe einer Toten gesehen haben wollten.

„Wann soll das gewesen sein?“, erkundigte sich der Amerikaner. Er sprach völlig ohne Akzent.

„Letzten Freitag gegen sechs Uhr morgens.“

Der Mann winkte lässig ab. „Den Wagen habe ich seit Donnerstag nicht bewegt.“

„Wir würden ihn trotzdem gern sehen“, beharrte ich. „Es geht um einen ungeklärten Todesfall.“

Botnick tauschte seinen Morgenmantel gegen ein altmodisches Regencap ein und griff nach einem Schlüsselbund, der auf einem Schrank neben dem Eingang lag. Ich spähte in den breiten Flur und entdeckte eine Reihe großer Spiegel an den Wänden. Offensichtlich betrachtete sich der Mann gern selbst.

Fünfzig Meter entfernt stand ein Schuppen, der wesentlich älter als das Wohnhaus sein musste. Das hölzerne Tor benötigte dringend einen neuen Anstrich. Wasser tropfte im schnellen Rhythmus aus der undichten Regenrinne.

„Oh!“, machte Botnick und beschleunigte seine Schritte.

Das Tor war nur angelehnt. Jemand musste es aufgebrochen haben. Holzsplitter schwammen in einer Pfütze.

Botnick öffnete das Tor und sagte: „Da hat doch irgendjemand mein Auto gestohlen.“

„Sie haben davon nichts mitbekommen?“, staunte Max.

„Nein“, erwiderte Botnick. „Wie gesagt, ich habe seit Donnerstag nicht mehr das Haus verlassen.“

„Kann das jemand bezeugen?“, fragte ich.

Der Mann starrte in den leeren Schuppen. Da, wo der schwere Chrysler gestanden hatte, sah man einen ovalen Ölfleck auf dem Boden.

„Ich habe eine Auszeit genommen“, erklärte Botnick. „Da will ich niemanden sehen.“ Er berührte kurz meinen Arm.

„Was hat es eigentlich mit diesem Todesfall, den Sie erwähnten, auf sich?“

„Dazu dürfen wir noch nichts weiter verlauten lassen“, erwiderte Max streng.

„Aha“, machte Botnick. Sein Atem roch nach Veilchenpastillen. „Aber den Diebstahl kann ich doch sicher sofort bei Ihnen anzeigen.“

Die Anruferin hatte eine Frau am Steuer des Chryslers gesehen. Das sprach dafür, dass der Wagen tatsächlich gestohlen wurde. Botnick konnte mit der knappen Beschreibung der Fahrerin seines Wagens nichts anfangen.

„Wir schicken Ihnen einen Kollegen“, knurrte Max. „Wir sind für Diebstahl nicht zuständig.“ Es war seiner Stimme deutlich anzumerken, dass ihm Leroy Botnick nicht übermäßig sympathisch war. „Was machen Sie eigentlich beruflich?“

„Ich bin Berater einer internationalen Sicherheitsfirma. Sie unterhält eine Zweigstelle in Berlin.“

„Sicherheitsfirma“, wiederholte Max. „Kenne ich die vielleicht?“

„White Hawk.“ Botnick wandte Max den Rücken zu und sah zu mir auf. „Sie sollten mehr schlafen. Ihr Organismus läuft bereits auf Reserve.“ Er lächelte. „Sagt man das so in Ihrer Sprache?“

\*

„Der Kerl ist ein arrogantes Arschloch“, lautete Max Kritzers abschließendes Urteil zu Leroy Botnick. Freiwillig würde ich den Mann auch nicht auf ein Glas Bier einladen, aber es lag kein hinreichender Verdacht gegen ihn vor. Der gestohlene Chrysler blieb verschwunden.

Die Angelegenheit gestaltete sich durch meine Recherche immer seltsamer. Laut Statistik wurden in Deutschland vergleichsweise wenig Selbstmorde durch Schneiden oder Stechen vollzogen. Ohnehin brachten sich wesentlich mehr Männer als Frauen um. Also waren zwei identische